59. 43. Jahrgang.

Ausgabe für Berlin und Umgegend.
Abend-Ausgabe.

Dienstag, 15. September 1914

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Verlangt eingesandte Manuskripte über-
die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Das Ringen an der Marne.

Abwarten!

ist kein Grund vorhanden, die Stirne in Sorgenfalten
n, weil Siegesnachrichten aus dem Westen noch aus-
Aber es ist auch nicht gerechtfertigt, jene Töne der
legenheit ohne Widerspruch zu lassen, die sich zu
der Kämpfe hier und da in der deutschen Presse ver-
ließen, als ob unser Marsch auf Paris ein Spazier-
sei. Was erreicht ist, ist das: Unser Vaterland
vom Feinde, und wir haben beiden Gegnern von
Ost die Erkenntnis aufgezwungen, daß es ein
res Stück Arbeit bleibt, Deutschland nie-
ringen. Manch einer unserer Feinde würde für
chtigere Beurteilung unserer Heereskraft vor einigen
einen hohen Preis gezahlt haben. Aber auch in der
ist, wie das „Drauf!" im Felde, wo der laute Augenblick
chdenkliche Grübeln gefangen nimmt.

er Kampf in Frankreich ist kein Spaziergang, sondern
chweres Ringen, bei dem es hart auf hart geht.
ollen uns jetzt jeder eigenen Meinung über den
jedoch hinweisen auf die Rede des Reichs-
ers, mit welcher er die letzte große Heeresvorlage be-
te. Es klang ein Ton der Achtung vor dem
aßlichen Gegner heraus, der jeden Zuhörer sehr
immte. Das haben manche flinken Federn im Sieges-
der ersten Tage bereits vergessen. Gewiß lagen den
berischen Enthüllungen Wahrheiten zu-
. Gewiß erreicht in Frankreich weder die Einheitlich-
r oberster Heeresleitung, noch die Tüchtigkeit der Ver-
ng den Grad der unseren. Aber andauernd den Sieg
ehe wir aller Schwierigkeiten Herr geworden sind, das
rt an die Handhabung einer Kindertrompete.

ankreich wird sich bis aufs Blut wehren,
wir durften von Anfang an nicht erwarten, ohne
ierigkeiten ans Ziel zu gelangen. Wohl
t kein Einsichtiger an dem endgültigen Sieg unserer
n in Ost und West, aber niemand darf so töricht sein,
egner, von dem er sich die Lorbeeren holen will, gering
ten. Handeln wir so, so verbilligen wir nur die Sieges-
, die unsere Truppen sich verdienten.

erübrigt sich, über die mögliche Lage zwischen
s und Verdun, über die wir amtlich nicht orientiert
rgendwelche Mutmaßungen zu äußern. Es ist auch zweck-
ie ausländischen Kriegsberichte zu kritisieren
u versuchen, sie zu widerlegen. Ohne die Kenntnis von
chen läßt sich die Wahrheit zwar vermuten, aber
beweisen. Und falsche Schlüsse könnten das Gegen-
ervorrufen von dem, was eine patriotische Presse sich
flicht macht: die daheim Gebliebenen in gutem Mute zu
en. Aber auf eine Preßstimme, die sich im „Berner
" befindet, soll doch hingewiesen werden. Diese Zeitung
ft zu der letzten Tätigkeit der Kronprinzenarmee vor
dun: „Wir fürchten für die Franzosen, daß Verdun
rt ist und aus dem Zusammenhang der Operationen
schieden ist, daß also ihr von Epinal über Toul nach
dun reichender, bisher unerschütterter Flügel den
tzpunkt in der linken Flanke verloren hat.
t ist natürlich diese 140 Kilometer lange Front noch nicht
rollt, aber der Druck von Norden nach Süden hat sich
auch in der Maas-Linie eingestellt." Und dann empfiehlt
Verfasser dieser Betrachtung der Vogesenarmee der Fran-
, verzweifelt fest zu halten und äußert lebhafte
gnis, daß unsere an der Maas stehenden Kräfte nach
n vorrücken und einen Rückzug des Vogesenheeres in das
che Frankreich hinein versperren könnten. Wir wollen
hierzu nicht näher äußern, sondern nur daran erinnern,
die Forts um Verdun bereits von Süden angegriffen
en, glauben jedoch, daß die Oberleitung des französischen
s genau von denselben Besorgnissen bedrängt wird.
ine andere Nummer derselben schweizerischen Zeitung be-
ausdrücklich, daß im allgemeinen sämtliche französischen
rmeen wohl noch operationsfähig seien, und
auch die französische Armeeleitung habe zugeben müssen,
er französisch-belgischen Grenze den Zweck der Offen-
nicht erreicht zu haben, so habe man in Frank-
doch beschlossen, eine energische Verteidigung
chnittsweise zu führen.

as ist so ungefähr die französische Absicht, welche den
andauernden Kämpfen nordöstlich von Paris zugrunde
. Die Entscheidung dieser Schlachten müssen wir ab-
en; bisher hat sich die deutsche Kraft auch in der Ab-
r tüchtig erwiesen und nichts berechtigte die Franzosen
die Engländer, bereits von einem Sieg zu
echen. Der Sieg enthält nach unseren Begriffen eine
scheidung. Die aber steht auf der langen Kampf-
zwischen Paris und Verdun noch aus.

Major a. D. **E. Moraht.**

Ein Reiterstücklein des Grafen Haeseler.

eldmarschall Graf Haeseler wohnte in diesen Tagen dem Artillerie-
f gegen ein von den Franzosen stark besetztes Dorf bei. Als in
eindlichen Stellungen das Feuer verstummte, schien es wichtig, fest-
llen, ob die Franzosen den Ort tatsächlich verlassen hätten. Graf
eseler galoppierte, nur begleitet von seinem Ordonnanz-
offizier, Oberleutnant Rechberg, in das Dorf, aus dem, wie sich nun zeigte, die Franzosen kurz vorher abgezogen waren. Nur ein französischer Infanterist war zurückgeblieben, dem der Generalfeldmarschall in drohendem Ton zurief, sich zu ergeben. Der Franzose wurde so von dem Generalfeldmarschall persönlich gefangen genommen.

Nachdem Graf Haeseler durch Ausfragen seines Gefangenen die Rückzugsrichtung der Franzosen festgestellt hatte, übergab er ihn einer kurz darauf in dem Dorf eintreffenden Ulanenpatrouille.

Ein Bittgottesdienst in Notre-Dame.

Französische Verdächtigungen Deutschlands.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 15. September.

In der Notre-Dame-Kirche in Paris fand gestern ein großer Bittgottesdienst statt, dem innerhalb wie außerhalb der Kirche eine ungeheure Menschenmenge beiwohnte. Kardinal Amette stimmte die Litanei an, die in das „Dieu de clémence, sauvez la France" ausklang. Die Menge wiederholte diese Verse mit Inbrunst. Die Begeisterung erreichte den Höhepunkt, als eine Statue der Jungfrau von Orleans in die Kirche hereingetragen wurde. Hanotaux und Clemenceau fühlten sich verpflichtet, Herrn v. Bethmann Hollweg anzugreifen. Hanotaux hat sogar den Mut, zu behaupten, Deutschland habe vor dem Ausbruch des Krieges von England die Auslieferung des gesamten französischen Kolonialbesitzes beansprucht. Dies sei ein Beweis, daß Deutschland den Krieg gewollt habe, denn es habe im voraus den Vorteil gefordert, den es sich vom Kriege versprach.

(Was Herr Hanotaux vorbringt, ist natürlich eine völlige Entstellung der Tatsachen. Die deutsche Regierung hatte, wie Herr v. Bethmann Hollweg in seiner Reichstagsrede vom 4. August betonte, erklärt, solange England sich neutral verhielte, würde unsere Flotte die Nordküste Frankreichs nicht angreifen. Sir Edward Grey warf dann die Frage auf, ob auch die französischen Kolonien respektiert werden würden. Auf diese Frage konnte eine Antwort nicht gegeben werden. Niemals aber ist in diesen Verhandlungen von deutscher Seite eine Forderung aufgestellt worden, und am wenigsten die Forderung, von der Herr Hanotaux spricht, um das französische Publikum aufzustacheln. Die Redaktion.)

General Joffre beinahe verwundet.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Mailand, 15. September.

Das „Journal" bringt in seiner in Lyon erscheinenden Ausgabe die Nachricht, daß der Generalissimus Joffre in den letzten Tagen beinahe von einer deutschen Granate getroffen worden wäre. Er sei nur durch die Geistesgegenwart des Chauffeurs gerettet worden, der das Automobil mit der größten Geschwindigkeit von dem Platz, wo die Granate krepieren sollte, fortgebracht habe.

*

In Bordeaux.

Die neue Hauptstadt der Pariser Eleganz. — Die mondäne Sonntagsmesse.

Die „Genfer Zeitung" bringt aus Bordeaux die folgende Schilderung von dem Leben der neuen Residenzstadt Frankreichs:

Für die Hauptstadt des südwestlichen Frankreich sind Festtage gekommen. Auf der schönen Promenade des Quinconces gehen die Bordelaiser in Sonntagskleidern spazieren, die Damen in hellen Sommertoiletten, die Männer in Strandanzügen, und heiter spielen die Kinder auf den Plätzen. Nur ein Teil der langen Promenade wird von Militärautomobilen eingenommen und eine Menge Soldaten lagern dort. Auch ihre gute Laune ist nicht gesunken. In den Straßen werden begierig Blätter gekauft, die die Camelots beiderlei Geschlechtes feilbieten. Das offizielle, das politische, das literarische Paris begrüßt sich in den Straßen Bordeaux und an den Tischen seiner Restaurants. Bekannte Schauspieler, berühmte Künstler mischen sich in die Menge. Auch Herrn Aristides Briand und den neuen Minister Jules Guesde sieht man unter ihnen. Vor dem Stadthause, in dem der Präsident der Republik Wohnung genommen hat, steht immer eine Menge Menschen, die Herrn Raymond Poincaré sehen möchten. Und so hat jedes Hotel, in welches Minister, Botschafter oder bekannte Parlamentarier abgestiegen sind, seine Zaungäste. Zahllose Automobile tuten durch die Stadt. Offiziere in Uniform gehen vorüber, und vor allem sie und die eingeborenen Soldaten aus Afrika erregen die Neugier und Bewunderung der Spaziergänger. Sonntags strömt die ganze elegante Menge nach den Kirchen, wo eine große Messe zelebriert wird, dann nach dem Korso von Tournig nach der Place de la Comédie, nach der Straße Sainte Catherine, der großen Geschäftsstraße von Bordeaux. Auf dem Markte de Grands Hommes kauft man Blumen, Früchte für das Dejeuner, überall sieht man eine fröhliche, flanierende Menge.

Nur die Kais mit ihren Docks, ihren Pyramiden von Säcken und Fässern haben ihr altes Aussehen bewahrt. Langsam fließt die Garonne unter dem leuchtenden heißen Sommerhimmel, und die Dampfboote fahren hinaus, in die weite Ebene von Bordeaux, die draußen am Horizont vorschwebt. Das helle fröhliche Bordeaux weiß nichts von der bedrückenden Besorgnis, der seine Gäste aus dem Norden und Westen haben entfliehen müssen.

Die Stimmung in Brüssel.

Kranke Seelen. — Bürgermeister Max. — Die große Stille.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

Brüssel, 12. September.

Nun habe ich drei Tage wieder in Brüssel gelebt, drei Tage, die inhaltsreicher, wichtiger und auch trauriger gewesen sind, als all die Jahre, die ich in der belgischen Hauptstadt verbringen konnte. So lange Friede war, hatte ich Freundschaft geschlossen mit allerhand belgischen Männern und Frauen, die in geistigen Berufen stehen. Es waren im Frieden bedeutende Menschen unter ihnen, großzügige, feine Charaktere, Maler und Bildhauer, die in Deutschland auch vielen Ruhm genossen, Dichter, Baumeister, Gelehrte. Sie alle hatten sich in einem Kameradenbund vereinigt, wo man oft sehr lustig war, wo man häufig auch die harte Frage: Deutschland — Frankreich besprach. Und wenn auch viele für Frankreich redeten, so setzte sich doch unter den klügsten, unter den scharfsichtigsten, unter den fleißigsten der Kameraden die Meinung fest: Deutschland, welch gewaltiger Aufsturm zur Höhe alles Kulturellen, zur Erschaffung neuer Kunstformen, zur Verfeinerung auch in all den Dingen, die zum vornehmen Leben eines Menschen gehören! Lemonnier und Verhaeren, die Aelteren und Berühmtesten, aber auch die Kleineren und die Jüngeren, selten widersprachen sie, wenn der Fürsprecher seines Vaterlandes diese Dinge vertraulich rühmte oder öffentlich vortrug. Nun sind viele von ihnen aus Brüssel entflohen, weil sie angesteckt worden sind durch die allgemeine Angst, durch die kaum begreifliche, tragische Angst, daß beim Einmarsch der deutschen Armee in Brüssel sich ihr Schicksal zum Tode wenden müßte. Einige sind zurückgeblieben, und wie ich nun mit ihnen stundenlang die Ereignisse der letzten Wochen erörtert habe, bin ich zu der Erkenntnis gekommen: Vorläufig sind sie zu krank, zu erregt, zu sehr gefesselt von dem Unglück, das ihre Regierenden verschuldet haben. Sie können noch nicht begreifen, daß Deutschland ihnen nicht weh tun wollte, daß es ihnen weh tun mußte. Und sie glauben jetzt noch immer, daß ihnen Rettung von Frankreich und England werden muß. Sie sind nicht belehrt worden durch die Tatsachen, sie sind phantastisch geworden, wie Kinder auf Märchen und Wunder gestimmt. Alles Leben, das sie jetzt führen, ist ein Dasein der Träume und der Sehnsucht nach Geschehnissen, die einem ruhigen Verstande wildester Wahnsinn erscheinen müßen. Als schon die Deutschen vor den Toren Brüssels waren, als Lüttich schon längst gestürmt, als die Toten von Tirlemont und Löwen schon längst beerdigt waren, brachten die Brüsseler Zeitungen noch immer die Nachricht: Lüttich leistet vorzüglichen Widerstand!

Umsonst, daß man den so Getäuschten diese furchtbare Lehre vorhält, sie wollen nicht belehrt sein. Augenblicklich sind sie unfähig zum Rechnen und Bedenken. Die Zeitungen, die aus Genf und Antwerpen nach Brüssel geschmuggelt, die für einen Franken heimlich verkauft werden, der „Matin" von Antwerpen, die „Flandre libérale", der sozialistische „Peuple", sie alle vermehren in den Lesern die Stimmung, daß alle deutschen Siegesmeldungen unwahr und übertrieben seien. Und diesen Zeitungen wird jetzt geglaubt, nicht mehr den Meldungen der westdeutschen und holländischen Blätter, die jetzt sogar mit Erlaubnis der deutschen Regierung auf den Boulevards verkauft werden. Man wittert da überall Entstellung und Lüge. Man hält allein für wahr, daß der Rückzug der französischen Armeen eine wohlerwogene Taktik bedeutete. Die Deutschen sollen so lange hingehalten werden, bis die Russen über Königsberg, Posen, Berlin und Westdeutschland und Belgien nach Frankreich gekommen sein werden, um Deutschlands Armeen vollkommen zu vernichten. Man könnte sich das Herz aus dem Leibe lachen, wenn man nicht hier eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Verblendung der armen Belgier sähe, die noch immer den Schönrednern aus Frankreich und England glauben.

Der Bürgermeister der Stadt Brüssel, Herr Max, ist tagelang von Haus zu Haus seiner Bürger gegangen. Er hat mit ihnen nicht von irgendwelcher erträumten Zukunft gesprochen. Er hat sie nur beschworen, jeden einzeln, jeden beim Haupte seiner Teuren und Lieben, jeden bei seiner Liebe zu dem Boden und den herrlichen Baudenkmälern der Stadt, daß er sich ergäbe in die Fügung der Gegenwart. Die Erbitterung des Einzelnen, die Tollheit des Einzelnen darf jetzt um keinen Preis die Sicherheit der Stadt bedrohen. Das hat der Brüsseler Bürgermeister wieder und wieder gepredigt. Der Volksmund hat um den Bürgermeister schon eine von jenen Fabeln gedichtet, wie sie sonst nur in biblischer Zeit zu entstehen pflegen. Der Regent der Hauptstadt ist von seinen unendlichen, mühevollen Beschwichtigungswegen stockmager geworden. Daß Herr Max mit seiner Einsicht und Vorsicht, mit seiner Milde und auch mit seiner Beharrlichkeit den Bürgern sehr viel genützt hat, das erkennen die deutschen Behörden gern an. Der gefährliche Ausbruch einer gewaltsamen Revolte ist in Brüssel nicht zu fürchten. Die Brüsseler, die Hohen und auch die Niedrigen und Armen, die jetzt stundenlang mit dem Topfe warten, in den ihnen barmherzige Hände eine Suppe schöpfen, sie alle sind traurig, bedrückt, fern von der Versöhnlichkeit vor den neuen Herren. Aber sie sind entschlossen, ohne Aufsässigkeit bessere Zeiten abzuwarten. Sie verschweigen es mit allem heimlichen Feuer zerknirschter Sektierer, daß sie die besseren Zeiten nicht von Deutschland erwarten.

*

Beim Wandeln durch die Straßen der Stadt könnte man glauben, es sei ein nationaler Feiertag. Ueberall an den Häusern Flaggen; aber nicht etwa die deutschen Farben, sondern belgische Fahnen und französische und sogar englische. Die Deutschen, die in Brüssel regieren, sind duldsam, sie reißen all das bunte feindliche Tuch nicht von den Stangen. Und da es ist, als wenn